

Hoffen auf Inklusion?

Die drei Denkungsarten von Immanuel Kant

Die vereinten Nationen haben ein Gesetzeswerk geschaffen, das alle Menschen gleichstellt:

c) Alle Menschenrechte und Grundfreiheiten sind allgemein gültig und unmittelbar, sie bedingen einander und sind miteinander verknüpft. Menschen mit Behinderungen muss der volle Genuss dieser Rechte und Freiheiten ohne Diskriminierung garantiert werden.

Für dieses Übereinkommen steht der Begriff Inklusion.

In diesem Sinne hat die deutsche Regierung sich per Gesetz 2008 zur Verwirklichung der Inklusion verpflichtet.

Die Lehrerinnen und Lehrer, Erzieherinnen und Erzieher, Professorinnen und Professoren sind demnach verpflichtet, das gemeinsame Lernen an Kindergärten, Schulen und Universitäten zu verwirklichen.

Es ist nun unsere Aufgabe darüber nachzudenken, ob die Forderung nach Inklusion, das heißt allen Kindern und Jugendlichen das gemeinsame Lernen zu ermöglichen, eine Perspektive für die Arbeit der Pädagoginnen und Pädagogen sein kann.

Kants Maximen über das Denken sind hilfreich, uns der Aufgabe voller Hoffnung zu stellen.

Diese drei Grundsätze sind:

1. Maxime: Die vorurteilsfreie Denkungsart
Das Selbstdenken

2. Maxime: Die erweiterte Denkungsart
An der Stelle jedes anderen Denkens

3. Maxime: Die konsequente Denkungsart
Jederzeit mit sich selbst einstimmig denken

(vgl. Kant 1977 S. 224-228)

Ich wende mich der ersten Maxime der vorurteilsfreien Denkungsart zu:

Kant formuliert diese Forderungen als Maximen.

Maximen sind Grundsätze für das eigene Handeln.

Er will darauf hinweisen, dass man das Selbstdenken auch wollen muss, denn es ist ja nicht so, dass wir automatisch selbstständig denken. Vielmehr müssen wir uns das vornehmen und auch durchhalten. Deshalb spricht Kant von selbstverschuldeter Unmündigkeit im Sinne von: nicht den Willen zu haben, selbst zu denken.

Die drei Maximen zeigen, dass für Kant praktische Vernunft und Denken im Grunde eins sind:

Das Denken ist als Theoretisches praktisch und damit dem Moralischen verpflichtet, denn auch das Denken muss verantwortet werden.

Die erste Maxime, die Maxime der vorurteilsfreien Denkungsart, macht den Gebrauch des eigenen Verstandes zur Regel. Verstand und Verstehen bedeuten Tätigkeit, eben deshalb auch Mühe, und manchmal ist es sogar gefährlich zu denken, vor allem laut zu denken. Mühe und Risiko kann

man dadurch vermeiden, dass man sich passiv verhält und andere für sich denken lässt, im Praktischen wie im Theoretischen.

Ein Urteil, das auf diese passive Weise vor einer Prüfung durch den eigenen Verstand und anderen übernommen wird, bezeichnet Kant als **Vorurteil**.

Vorurteile sind keine Urteile. Im Vorurteil hat jemand für mich geurteilt, seien es religiöse Schriften oder die Vorfahren, der König oder die politische Partei.

Im Vorurteil bin ich fremdbestimmt, unmündig, abhängig. Verlangt wird das Gegenteil: selbst zu urteilen.

Das müssen wir lernen.

Wir brauchen Menschen, die uns auf diesem Weg helfen:

Ich saß im Zug von München nach Hamburg.

Es ist fünfzig Jahre her. Ich erinnere mich an das Ereignis als wäre es gestern erst geschehen.

Ich sitze in einem Abteil, in dem sich eine spanische Familie niedergelassen hatte.

Die Frau neben mir und mir gegenüber der Mann mit den zwei Kindern. Das Mädchen war fünf und der Junge vier.

Sie saßen keinen Augenblick still.

Jeder wollte das größte Stück vom Vater.

Sie standen auf seinem Schoß, sie umarmten ihn von beiden Seiten. Dann setzten sie sich.

Jeder auf ein Bein. Dann kitzelten sie ihn.

Er nahm das Mädchen in seine Hände und hielt es in die Luft.

Dann kam der Junge an die Reihe.

Der Vater sagte: „Entschuldigen Sie, dass wir so laut sind.

Wenn wir Sie stören, sagen Sie es bitte.“

Ich sagte: „Nein ganz im Gegenteil.“

Das Mädchen trug ein weinrotes Samtkleid mit weißem Spitzenkragen, weiße Söckchen und schwarze Lackschuhe, im Haar eine goldene Spange.

Sie fährt mit den Händen durch ihre dicken schwarzen zerzausten Locken.

Ihr ganzes Gesicht lacht.

Der Junge trägt ein weißes Hemd mit Fliege, eine blaue lange Hose, weiße Söckchen und schwarze Schuhe.

Sein dickes Haar ist kurz geschnitten.

Es sieht so aus, dass sie sich die Familie für eine Feier in Schale geschmissen hat.

Das Mädchen setzt sich neben den Vater und schaut mich an: „Como te llamas?“

Ich antworte: „Christel.“

Sie sagt: „Yo soy Lucía.“

Ich muss mich langsam mit dem Gedanken anfreunden, dass Lucía das Downsyndrom hat.

Dieses Mädchen sieht aus wie eine kleine Prinzessin.

Sie fiel auf.

Glückliche Kinder sind immer schön.

Wenn mir damals „die Mongos“ in Deutschland begegneten, kam es mir so vor, dass alle gleich aussehen. In der Regel trugen sie die typische Ponyfrisur, die typische Kassenbrille und steckten in typisch unauffälligen Kleidern.

Sie sollten immer still sitzen, egal, wo sich die Familie aufhielt, in der Eisdielen oder in der Straßenbahn.
Sie sollten **nicht** auffallen.

Damals taten mir Eltern leid, wenn sie ein geistig behindertes Kind haben.

Bis heute ist Deutschland von dem Geist infiziert:

„Lieber fünf Gesunde als so eins.“

Dieser Satz spukte auch in meinem kleinen Kopf, als ich zum ersten Mal „so eins“ auf der Straße sah.

Meine Mutter sagte:

„Guck da nicht hin, das gehört sich nicht.“

Ich guckte schnell weg. Ich verstand das nicht.

Ich habe mein ganzes Leben gebraucht um das Glück, das die spanische Familie ausgestrahlt hatte, zu begreifen.

Immer wieder muss ich mir bewusst machen, was Kant mich lehrt, wenn er schreibt:

Die Redeweise „es steht geschrieben“ soll ersetzt werden durch: „Ich behaupte“.

Ich behaupte, dass es keine geistig behinderten Kinder gibt.

Etwas zu behaupten bedeutet, diese Überzeugung in der ersten Person Singular zu präsentieren und vertreten zu können oder um es mit einer Formulierung Kants zu sagen: „Herr im eigenen Gedankenvolk zu sein“.

Kant bezeichnet diese Maxime der Aufklärung in dem zitierten Text auch als negative Denkungsart.

Es lässt sich leicht verständlich machen, warum diese Negativität mit der eigentlichen Tendenz und Intention der Aufklärung identisch ist.

Denn sie wehrt sich gegen Autorität und Vormundschaft, denen sich jeder unterwirft, der darauf verzichtet, selbst zu denken und der stattdessen andere für sich denken lässt.

Aufklärung schreibt ja nicht vor, was zu denken sei und wie darüber geurteilt werden müsse, sondern sie ermahnt uns – als Maxime – etwas Bestimmtes nicht zu tun: Die einzige Instanz, durch die wir wahr und falsch unterscheiden können, nämlich unseren eigenen Verstand, niemals zu delegieren.

Das wurde mir bewusst, als ich zum ersten Mal im deutschen Fernsehen eine junge Frau mit Downsyndrom in einer Talk- Show sah.

Sie hat den Schulabschluss.

Sie macht eine Ausbildung als Schauspielerin.

Sie hat in einem Film die Hauptrolle gespielt.

Sie ist in Deutschland eine Ausnahme.

Sie weiß das.

Sie wird gefragt:

„Was wünschst **du** dir am meisten?“

Auf diese Antwort war ich nicht vorbereitet:

„Ich wünsche mir, dass ihr keine Angst vor uns habt.“

Darin unterscheidet sie sich von der kleinen spanischen Prinzessin.

Pablo Pineda ging in Spanien zur Schule.

Er studierte Lehramt und Psychologie.

Er unterrichtet als Lehrer.

Das ist bisher in Deutschland noch nicht geschehen.

Pineda ist der Überzeugung:

„Für mich gibt es zwei Konzepte: Das Konzept der Angst und das Konzept der Liebe. Und wenn wir bis jetzt mit dem Konzept der Angst gelebt haben, wird es Zeit, dieses zu verlassen.“

Vor über fünfzig Jahren war es in Deutschland verboten, Kindern mit Downsyndrom die Kulturtechniken lesen, rechnen und schreiben zu lehren. Sie waren geistig behindert unabhängig davon, wie intelligent sie waren. Die Tests waren nämlich so konstruiert, dass sie scheitern **mussten**.

Das sollte sich in den Siebzigerjahren in Deutschland ändern.

Ich gehörte einer Gruppe von Wissenschaftlerinnen an, die es sich zur Aufgabe gemacht hatte, zu beweisen, dass die herkömmlichen Tests die Kinder nur in eine Rangreihe bringen, aber nicht hilfreich sind, den Lehrerinnen zu helfen einen besseren Unterricht zu entwickeln.

Wir arbeiteten in dem Projekt „**curriculare Diagnostik**“ an der Münchner Universität unter der Leitung von Prof. Schiefele. Wir arbeiteten daran, eine Analyse zu machen. Unser Ziel war es, dass der Unterricht den Kindern angepasst werden sollte und nicht die Kinder dem Unterricht (Projektgruppe 1973).

In dieser Zeit schreibt der russische Psychologe Prof. A. Leont'ev:

„Die Begabungstests, mit denen lediglich festgestellt wird, welche Aufgaben die Versuchsperson lösen kann und welche nicht, und die nichts über die Besonderheiten der psychischen Prozesse aussagen können, sind nicht dazu geeignet, die geistigen Möglichkeiten eines Kindes einzuschätzen. Sie versagen vor allem bei Jungen und Mädchen, die in ihrer geistigen Entwicklung ein wenig zurückgeblieben sind“ (Kussmann 1971 S.129).

Heute sind die herkömmlichen Tests wieder in Anwendung. Wir wissen, dass die Testergebnisse auch bei einer noch so großen Stichprobe weder gültig noch objektiv sind.

Jedes Kind ist ein Geheimnis. Die potentiellen Entwicklungsmöglichkeiten eines Kindes leuchten nicht nach der Beantwortung der Testaufgaben auf.

Wie klug Kinder mit Downsyndrom auf unsinnige Testaufgaben reagieren, ist noch nicht untersucht worden.

Dies möchte ich an drei Beispielen darstellen:

Flora soll beim Schulreifetest das Wort „Pferd“ nachsprechen.

Flora sagt: „Frisst Heu“.

Der Psychologe sagt: „Sprich nach: Pferd.“

Flora sagt: „Papa, es ist besser, wenn wir nach Hause gehen.“

Der Vater versucht dem Psychologen zu erklären, dass Flora doch mit ihrer Antwort zu verstehen gegeben hat, dass sie weiß, was ein Pferd ist. Doch der Psychologe kann das nicht gelten lassen. Flora muss nicht wissen, was ein Pferd ist und was typisch für ein Pferd ist, sondern sie soll das Wort „Pferd“ nachsprechen und sie weiß nicht warum. Dies hat mir der Vater sinngemäß so erzählt. Er ist dann auch mit Flora gegangen.

Pauls Betreuerin war beim Einschulungstest dabei.

Paul soll einen Mann malen. Hegel würde sagen wie Paul: „Das kann ich nicht.“

Dem Mann an sich ist noch niemand begegnet, deshalb kann man ihn auch nicht malen.

Mann ist ein Oberbegriff und entzieht sich der Erfahrung. Das hätte der Philosoph Hegel auch gesagt.

Denn der hat gemeint:

„Ich habe noch nie jemand Obst essen gesehen, sondern nur einen Apfel oder eine Birne.“

Paul sagt: „Ich male Papa.“

Zum großen Erstaunen der Psychologin konnte er dies. Er malte Papa mit Kopf und Leib und Armen und Beinen und einem großen Hut. Auch die Augenbrauen hat er nicht vergessen.

Er sollte, wie gesagt, einen Mann malen und nicht Papa, sonst gerät die Objektivität ins Wanken, denn die Kinder sollen die gleichen Bedingungen vorfinden.

Ich habe **Kevin** eine Karte, gezeigt, auf der ein Haus ohne Tür abgebildet war.



Ich sagte entsprechend der Anweisung: „Was fehlt hier?“
Kevin sagte: „Gar nichts.“

Ich half ihm entgegen der Anweisung:

„Schau genau hin. Du kannst doch nicht durch das Fenster klettern.“

Kevin bleibt ganz ernst. „**Ich** kann durch das Fenster klettern. Meine Mutter muss um das Haus herum gehen.“

Er zeigt mit dem Finger den Weg zur Tür, die auf einer zweidimensionalen Abbildung nicht zu sehen ist.

Das Verhalten eines Kindes in einer Testsituation ist ein Spiegel der sozialen Situation, in der es sich befindet.

Diese Beispiele zeigen, dass es nicht die Kinder sind, die bedauerlicherweise scheitern.

Es sind die Sozialtechniker, die jenseits aller Vernunft ihrer Rolle, die sie zu spielen haben, gerecht werden.

Sie walten nicht ihres Amtes, den Kindern Entwicklung zu ermöglichen.

Sie versperren den Kindern den Lernweg.

Sie sind die Barriere.

Sie ahnen es. Diese Ahnung macht sie unglücklich.

Der völlig sinnlos ermittelte Intelligenzquotient entscheidet über die Schullaufbahn und damit über das Leben der Kinder.

Wenn in Deutschland z. B. ein Kind als geistig behindert getestet wird, ist es fast unmöglich, dieses Kind von seinem Stigma zu befreien.

Christian und Tom ist es, wie schon gesagt, ermöglicht worden trotz der Diagnose das Abitur zu machen.

Tom studierte Medienwissenschaften.

Dies war nur möglich, weil eine Lehrerin ihn in einer Regelklasse aufgenommen hatte und damit gegen alle offiziellen Vorschriften in den Widerstand gegangen ist. Das sind Ausnahmen. In der Regel müssen Eltern jahrelang prozessieren, damit ihr Kind als geistig normal anerkannt wird. Unser Blick sollte während einer Diagnose eines Kindes weder den Therapeuten noch das Kind, fokussieren, sondern nur darauf achten, wie sich die Kommunikation zwischen dem Kind und dem Therapeuten entwickelt.

Während einer anerkennenden Kommunikation tritt sowohl die Einzigartigkeit des Erwachsenen als auch die Einzigartigkeit des Kindes in Erscheinung und führt uns zu einem tieferen Verständnis für beide.

Wir hören zu ohne zu urteilen.

Wir tauchen ab in das Geschehen.

Damit wende ich mich der zweiten Maxime der erweiterten Denkungsart zu:

Die erweiterte Denkungsart.

An der Stelle jedes anderen denken.

Wenn ich über die Kinder mit Downsyndrom einen Text lese, der meinen eigenen Erfahrungen entspricht, ist dieser Satz Milch und Honig für mein Bewusstsein.

Um diese Erfahrung zu machen, muss ich mir die Mühe machen zu lesen.

Ich finde mich in diesem Text wieder. Ein so geschriebener Text reflektiert mein Denken über diese Kinder.

Ich erfahre nichts über die Kinder, aber ich erfahre etwas über mich. Da steht etwas, wonach ich immer gesucht habe. Ich konnte den Text selbst noch nicht sagen, bevor ich ihn nicht gelesen hatte.

Nun weiß ich, was ich immer schon sagen wollte, aber es fehlten mir einfach die Worte.

So einen Text schrieb L. Vygotskij: Ich las ihn mit 37 Jahren.

»Alle eindeutig psychologischen Besonderheiten des behinderten Kindes sind ihrer Grundlage nach nicht

biologischer, sondern sozialer Natur. Möglicherweise ist die Zeit nicht mehr fern, da die Pädagogik es als peinlich empfinden wird, von einem behinderten Kind zu sprechen, weil das ein Hinweis darauf sein könnte, es handle sich um einen unüberwindbaren Mangel seiner Natur. In unseren Händen liegt es, so zu handeln, dass das gehörlose, das blinde, das schwachsinnige Kind nicht behindert ist. Dann wird auch das Wort selbst verschwinden, das wahrhaftige Zeichen für unseren eigenen Behinderung«
(Vygotskij 1975 S.71f).

Ich war mit der Schöpfung versöhnt.

In meinen Veröffentlichungen tauchen L. Vygotskijs Sätze immer wieder auf.

Sie sind wie ein warmer Mantel. Er wärmt, er schützt.

Ich gehe durch die Kälte und der eiskalte Wind fährt mir durch die Haare und bläst mir ins Gesicht.

Ich stecke die Hände in die tiefen Taschen.

Ich ziehe den Kragen über die Ohren.

Ich bin gewappnet.

Ich kann den Eisregen, der auf mich niederprasselt,

nicht verhindern, aber ich friere nicht.

Ich muss nicht wegsehen, ich muss nicht weglaufen,
ich muss nicht weghören, ich muss nicht absterben.

Draußen ist es kalt und in mir bleibt es warm.

Ich bin nicht allein.

Die Kinder mit Downsyndrom erfrieren in der Kälte,
die sie umgibt.

Die meisten überleben den gesellschaftlichen Eisregen
nicht.

In Deutschland dürfen Kinder mit Downsyndrom noch im
neunten Monat abgetrieben werden.

Das führt dazu, dass Kinder die Abtreibung überleben.

Die Ärzte und Ärztinnen sind dann zur passiven Sterbehilfe
verpflichtet – töten dürfen sie die Kinder nach der Geburt
nicht.

Damit kein Kind die Abtreibung überlebt, muss die Mutter
vor der Niederkunft einer intrauterinen Herztodspritze
zustimmen.

Kein Name, kein Begräbnis.

Nele, acht Jahre, sagt:

„Mama hat geweint, als ich geboren wurde. Mama wollte ein Mädchen. Ein Mädchen bin ich, aber mit Downsyndrom. So ein Mädchen wollte Mama nicht.“

Marvin sagt:

„Es stimmt, dass ich eine Handfalte habe. Ich denke die Handfalte weg. Ich lebe ohne Handfalte. Dann geht es mir besser.“

Das eigene Urteil probeweise an das der anderen zu halten, sich in den Standpunkt der anderen zu versetzen, ist ein unersetzliches Mittel, der Eingeschränktheit unserer Stellungnahmen inne zu werden. Wer auf die Erprobung seines Urteils verzichtet, ob es dem Pluralismus der Meinungen standhält oder daran scheitert, der befindet sich auf dem Wege in den „logischen Egoismus“, der zugleich ein Weg in die geistige Krankheit ist, wie Kant sagt.

Denn der gesunde Verstand ist der Verstand, ist gemeinsamer Verstand.

Wer auf die Erweiterung seiner Urteile verzichtet,

verirrt sich in eine Welt des Wahns, dass sich der darin Befangene aus der gemeinsamen Weltauslegung in eine Privatwelt zurückzieht, die er für die gemeinsame Welt nimmt.

Von ihm unterscheidet Kant den Weltmenschen, der sich in der gemeinsamen Welt umgesehen hat, die Standpunkte der anderen kennt und die eigenen in der Auseinandersetzung mit denen der anderen erworben hat.

Im englischen Begriff des "common sense" ist dieser Gedanke festgehalten.

Von dieser zweiten Maxime, der Maxime der erweiterten Denkungsart, ist die früher genannte erste Maxime, die des Selbstdenkens, zu unterscheiden.

Denn die Reflexion des Selbstdenkens betrifft das eigene Urteil, die empathische Reflexion, mit der wir uns in Andere versetzen, betrifft die Wirkung des Urteils, also die intersubjektive Dimension. Auf die einfache Formel gebracht besteht der Unterschied zwischen beiden Maximen in Folgendem: Die Maxime des Selbstdenkens kehrt sich ausdrücklich vom fremden Standpunkt **ab**,

die Maxime der erweiterten Denkungsart wendet sich ausdrücklich dem fremden Standpunkt **zu**.

Die deutsche Regierung hat sich per Gesetz 2008 zur Verwirklichung der Inklusion verpflichtet.

Es ist nun über zwanzig Jahre her.

Es fand eine Diskussion von WissenschaftlerInnen und PolitikerInnen im Hamburger Rathaus zur Integration statt.

Sinngemäß sagte ich damals:

„Solange wir keine Lehr- und Lernmaterialien für die Pädagoginnen und Schülerinnen haben, werden wir scheitern.“

Unter den gegebenen Bedingungen scheint es mir noch unmöglich zu sein, den Pädagogen und den Kindern gerecht zu werden.

Wir sollten in Modellschulen gemeinsam mit SchülerInnen, Eltern, PädagogInnen und WissenschaftlerInnen einen inklusiven Unterricht erforschen, bevor er zur Verpflichtung zur Maxime für alle Schulen wird.“

Inzwischen wissen wir, dass die Verpflichtung zum inklusiven Unterricht eine Tragödie für viele Kinder mit Downsyndrom, für die PädagogInnen und die Eltern bedeutet.

Wenn Kinder mit Downsyndrom in die Regelschule eingeschult werden, erkennen sie nach einigen Wochen, dass sie vom gemeinsamen Lernen mit den anderen Kindern ausgeschlossen sind.

Viele werden krank.

PD Dr. med. Kowerk, Kinder und Jugendpsychiater, diagnostiziert in der Regel:

„Entwicklungsverzögerung bei depressiver Reaktionsbildung“,

in dramatischen Fällen „Autismus“ als Folge der Isolation.

Für Kant stellt sich der Zusammenhang von verordneter Moralität und Zufriedenheit der LehrerInnen und Kinder im Unterricht als problematisch dar.

Seine Theorie der Hoffnung dürfte eine Lösung des Problems sein.

Denn wir können nicht sicherstellen, dass auch dann, wenn sich die LehrerInnen bemühen die Maxime inklusiv zu unterrichten, die Kinder im inklusiven Unterricht wirklich glücklicher werden.

Darauf, das meint Kant, dürfen wir nur hoffen.

Die LehrerInnen können sich ja trotz aller Moralität in einem desolaten Zustand befinden.

Und das tun sie zurzeit in Hamburg auch.

Die Bejahung der Maxime unter Voraussetzung der Moralität würde sich nur dann umstandslos ergeben, wenn durch die Verallgemeinerung der Maxime „Inklusion für alle Kinder“ bereits entsprechende Zustände Wirklichkeit geworden sind.

Begriffliche Einsicht – und um diese handelt es sich bei der Moralität – hätte dann als solche empirische Wirkung, was in der Konsequenz zu einer Art magischen Glauben an die Fernwirkung von Begriffen führen würde.

So lässt sich nur sagen, dass wir als moralische Wesen einen Anspruch erheben können, die Schulen so umzugestalten, dass alle Kinder und Lehrer sie bejahen.

Eine Schule, in der allen Kindern Gerechtigkeit widerfährt, ist nach Kant nur als Synthese von Moralität und Vernunft zu denken.

Für Kant ist die Hoffnung die adäquate Relation zwischen der Vernunft, zu der wir Menschen fähig sind, und der Moral.

Wir können auf eine Schule hoffen, in der vernünftige Pädagogen und Schüler moralisch handeln.

Damit wird Hoffnung ein Strukturmoment der menschlichen Vernunft.

Sie artikuliert die Idee eines Ausgleichs von geforderter Moralität und zufriedenem glücklichen Leben.

Die Maxime: „Alle Kinder müssen gemeinsam lernen“, wird dann nicht zum Dogma, sie endet dann nicht im Fanatismus.

Was bedeutet dieses Denken für die moralische Forderung nach Inklusion der Kinder mit Downsyndrom in den Unterricht der Regelschule?

Vor zwanzig Jahre hatte ich einen Vortrag über das Konzept des gemeinsamen Lernens aller Kinder gehalten.

Danach wurde ich von drei Journalisten unterschiedlicher Zeitungen nacheinander befragt.

Am nächsten Tag stand nur in einer Zeitung ein kleiner Beitrag zu meinem Vortrag.

Das verstand ich nicht und ich erkundigte mich bei dem Veranstalter, weswegen nur eine Zeitung den Vortrag kurz erwähnt.

Die Antwort war so ehrlich, dass ich keine Worte fand.

Sinngemäß sagte er:

„Sie konnten viele Hörer überzeugen, dass es durchaus möglich sein könnte, diese Kinder besser zu fördern, dass einige von ihnen tatsächlich einen Schulabschluss erreichen könnten, denn darum geht es ihnen doch, wenn ich Sie richtig verstanden habe.

Für das einzelne Kind mag das gut sein, doch wenn wir an die gesamte Gesellschaft denken, dann könnte das zu einem Problem führen.

Wenn nun diese Kinder alle geboren würden, das könnte unsere Gesellschaft belasten.“

In Dänemark ist die Regierung stolz, dass fast hundert Prozent der Eltern ihr Kind abtreiben, wenn sie erfahren, dass das Kind mit Trisomie 21 geboren würde.

Das Wort Euthanasie steht wie ein Gespenst aus unserer kurzen Vergangenheit im Raum.

Wir wissen, dass das von den Vereinten Nationen eingebrachte Gesetzeswerk, das die Inklusion fordert, dass eine für alle Kinder gerechte Schule Wirklichkeit wird, eine Schule die auch die Kinder mit Downsyndrom glücklich machen kann, zum Scheitern verurteilt ist, geben wir den Gedanken, daran zu arbeiten, nicht auf.

Was können wir tun, um Kinder mit Downsyndrom darin zu unterstützen, dass sie wie die anderen Kinder erfolgreich in der Schule lernen?

Wir müssen uns die Mühe machen, diese Kinder mit anderen Augen zu sehen.

Wir müssen im Sinne J. Derridas die Sichtweise „Kinder mit Downsyndrom sind geistig behindert“

als eine von Interessen geleitete Konstruktion
dekonstruieren und unsere Sichtweise

„Kinder mit Downsyndrom sind nicht geistig behindert“
entgegenstellen.

Wir wissen, dass unsere Sichtweise auch eine Konstruktion
ist, aber sie ist human und wird unserer demokratischen
Verfassung gerecht.

Der sich auf die Humanität berufende gesellschaftliche
Konsens stellt sich nicht von allein her.

Es ist unsere Aufgabe, jeden Gedanken ernsthaft zu prüfen,
ob er hilfreich ist, einer humanen Gesellschaftsordnung
eine Chance zu geben.

Jeder ist in diesem Sinne aufgefordert, den Diskurs
aufzunehmen und seinen Beitrag einzubringen.

Allein die Tatsache, dass wir uns alle bemühen,
uns gegenseitig zu verstehen und nicht zu verurteilen,
ist human und heilsam.

Wie können wir uns den gesellschaftlichen Diskurs
vorstellen?

1. Die wissenschaftliche Forschung sollte die Kinder nicht in erster Linie auf der Grundlage fragwürdiger Tests beurteilen, sondern ihnen Entwicklungsmöglichkeiten verschaffen.

Das Projekt Schullaufbahnberatung an der Ludwig-Maximilians-Universität München unter Prof. Schiefele hat dies mit der curricularen Diagnostik vor fünfzig Jahren versucht.

2. Es sollten Initiativen gegründet werden, die den Menschen mit Downsyndrom und den Eltern von Kindern mit Downsyndrom ermöglichen, sich selbst darzustellen und die Diskussion ihrer Standpunkte zu veröffentlichen.

3. Es sollten Selbsthilfegruppen unterstützt und organisiert werden, die den Eltern und Kindern eine Möglichkeit geben, sich gegenseitig zu unterstützen.

4. Es sollten Lehr- und Lernmaterialien veröffentlicht werden, die den Kindern und Eltern Anerkennung

verschaffen, damit sie handlungsfähig und selbstbewusst werden.

5. Die politischen Parteien sollten an diesem Diskurs teilnehmen.

6. Die Medien sollten sich dem Diskurs stellen.

7. Es sollten Ausbildungsplätze für Menschen mit Downsyndrom bereitgestellt werden.

8. Die Schüler und Jugendlichen sollten aktiv am kulturellen-Leben mitwirken. Das Thalia-Theater geht mit Kindern mit Downsyndrom mit dem Theaterstück „Draußen vor der Tür“ auf Tournee.

Josefine, eine Schülerin meiner Praxis, wird Schauspielerin.

9. Der Diskurs mit anderen Ländern sollte stattfinden.

10. Wenn sich 98,5 % der Eltern, die sich entschließen, ihr Kind bei der Diagnose Downsyndrom abzutreiben, sich entschließen würden, sich für den Schulabschluss ihrer Kinder einzusetzen, würde sich die Situation der Kinder verändern.

Es ist vernünftig, wenn ich mich für die Kinder engagiere.

Diese Kinder machen mich glücklich.

Sie machen mich selbstbewusst.

Mit ihnen konnte ich wachsen.

Mit ihnen habe ich Bücher geschrieben und
Filme produziert.

Mit ihnen bin ich alt geworden,
mit ihnen werde ich weiterleben.

An ihnen erkenne ich mich selbst.

Sie geben mir die Kraft, jeden Tag zur Arbeit zu gehen, Vorträge zu halten und immer wieder neue Projekte zu wagen.

Diese Kinder helfen mir im Sinne von Kant mein Leben zu bejahen.

Daher ist für mich die verordnete Forderung,
dass alle Kinder die Regelschule besuchen müssen, nicht
mehr formalistisch.

Sie gibt meinem Leben eine Perspektive.

Egal, wie schwierig der Weg ist, es ist die Hoffnung,
die mein Handeln täglich neu strukturiert.

Der Begriff Inklusion als solcher hat bereits eine empirische
Wirkung, weil es uns teilweise gelungen ist, einen
adäquaten Unterricht zu verwirklichen.

Ich folge Kant, wenn er sagt, dass es die Hoffnung ist,
die zwischen dem moralischen Auftrag und mir den Sinn
meines Lebens vermittelt.

Wenn wir die moralische Maxime
„Inklusion für alle Kinder“ mit der Hoffnung verbinden,
dass alle Kinder gemeinsam glücklich lernen könnten,
dann verhindern wir die Dogmatisierung dieser Forderung.

Dann kommen wir zu dem Resultat, dass wir als moralische
Subjekte gehalten sind, die praktische Idee zu fordern,
ohne sie als wirkliche Ordnung der Welt zu erkennen oder

erfahren zu können.

Demzufolge kann die Idee einer gerechten Schule für alle Kinder im Prinzip keinem Zustand der Welt entsprechen.

So reflektiert der Gedanke einer gerechten Schule für alle Kinder seine eigene Unwirklichkeit, wenn er zur prinzipiellen Forderung wird, aber er bleibt als Hoffnung erhalten und gibt der moralischen Forderung eine Perspektive, ohne die sie im Formalismus erstarren würde.

Wir verlieren demnach die Hoffnung auf eine Schule für alle Kinder nicht.

Diese Hoffnung dient uns als Perspektive.

Auf diesem Weg machen wir immer wieder neue Erkenntnisse.

Unsere innere Gewissheit, dass der Gedanke, dass alle Kinder in der Schule glücklich lernen und sich so entwickeln, dass sie selbstbewusste Menschen werden, tragen wir in unserem Herzen und kultivieren ihn immer wieder neu.

Wir können die gerechte Schule für alle Kinder nicht machen, aber wir können uns auf den Weg machen – nicht einsam, sondern mit unterschiedlichen Gewissheiten, die wir als unsere immer neue Maxime ansteuern.

Wie Lessing schon lehrte:

„Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte und spräche zu mir: wähle!

Ich fiel ihm mit Demut in seine Linke und sagte: Vater gib!
die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein!“
(vgl. Lessing 1777).

Wir sind glücklich, wenn wir gemeinsam nach der Wahrheit
streben dürfen und uns dies von unserer Gesellschaft
ermöglicht wird.

Dann eilen wir von einem geistigen Horizont zum nächsten,
bis irgendwann eine neue Maxime uns herausfordert und
neue Hoffnungen unser Handeln strukturieren.

Wenn auch nur ein Mensch von dieser Hoffnung
ausgeschlossen wird, sollten wir wachsam sein.

Ich erinnere mich an einen Satz von Martin Niemöller:

*Als die Nazis die Kommunisten holten, habe ich
geschwiegen;*

ich war ja kein Kommunist.

*Als sie die Sozialdemokraten einsperrten, habe ich
geschwiegen;*

ich war ja kein Sozialdemokrat.

Als sie die Gewerkschafter holten, habe ich geschwiegen,

ich war ja kein Gewerkschafter.

Als sie mich holten, gab es keinen mehr, der protestieren konnte (vgl. Karnick / Richter 1988).

Das Land der Denker und der Aufklärung versank in Schutt und Asche. Es hat sich bis heute nicht davon erholt.

Ich bin ein Kind der Elterngeneration, die die Verantwortung für diese Katastrophe übernehmen muss.

Unsere Elterngeneration spaltet sich bis heute in Opfer und Täter. Bis heute wird darüber kaum gesprochen.

B. Brecht schreibt: „Der Schoß ist fruchtbar noch, aus dem das kroch.“ (aus: Der aufhaltsame Aufstieg des Arturo Ui).

Ich war ein Kind.

Ich fühle mich für die Verbrechen nicht schuldig.

Ich fühle mich verantwortlich.

Das bedeutet für mich, dass ich als Pädagogin alles mir menschenmögliche tun muss, damit nie wieder in unserem Land Kinder auf Grund ihres Glaubens, ihrer Herkunft, ihrer Rasse, ihrer psychischen und körperlichen Verfassung verfolgt werden dürfen.

Nun wende ich mich der *dritten Maxime der konsequenten Denkungsart* zu:

Hier handelt es sich um eine Maxime, von der Kant sagt, dass sie unsere Vernunft betrifft.

Die Vernunft hebt auf den universellen Zusammenhang der Dinge und allen Geschehens ab.

Die Vernunft ist das Vermögen, nach Grundsätzen entweder zu urteilen (theoretische Vernunft) oder nach Grundsätzen zu handeln (praktische Vernunft). Diese Grundsatzfunktion der Vernunft ist denn auch für die dritte Maxime der konsequenten Denkungsart zentral. Konsequenz zu sein, dies bedeutet, im Denken wie im Handeln nach Grundsätzen, nicht aber willkürlich und zufällig zu verfahren. Es ist also Vernunft, die uns lehrt, vom Verstand zweckmäßigen Gebrauch zu machen, so dass man sagen kann, dass die Weisheit der Vernunft die Verstandesrationalität beherrschen muss, die sonst nur der Parteilichkeit der besonderen Interessen gehorcht.

Aber solche Vernünftigkeit geschieht nicht von selbst.

Zwar ist Kant zufolge jedermann die Anlage der Vernünftigkeit zuteil geworden, aber damit diese Möglichkeit

nicht nur Möglichkeit bleibt, sondern auch bestätigt wird, dazu ist ein zur Gewohnheit gewordener Vorsatz – eben jene Maxime der konsequenten Denkungsart – erforderlich. Deshalb sagte Kant auch von dieser Maxime: „Jederzeit mit sich selbst einstimmig denken“.

So kommt also der Vernunft eine identitätsstiftende Funktion zu.

Sie bewährt sich nicht nur im theoretischen Denken, sondern auch im praktischen.

Die dritte Maxime richtet also an das Denken die Forderung der Konsequenz.

Ohne solche Konsequenz bliebe jedes Denken, jedes Wissen unlebendig.

Wer aber nur totes Wissen besitzt, sagt Kant, ist in sich selbst gespalten:

Einerseits besitzt er ein Wissen, das ihm Denken und Handeln als Kompass dienen könnte, andererseits richtet er sich nicht danach, sondern nach zufälligen Umständen.

Es ist die fehlende Konsequenz,
die hier dem Wissen das Leben nimmt
und dem Leben die Identität.

Für Janusz Korczak war es nur konsequent, mit seinen jüdischen Schützlingen erhobenen Hauptes ins KZ zu gehen.

Ich hoffe, dass wir nie mehr vor solch eine Alternative gestellt werden.

Ich hoffe, dass der Gedanke der Aufklärung auch in Zukunft die Grundlage unserer Gesellschaft sein wird.

Ich hoffe, dass ich, solange ich lebe, sagen, denken und handeln darf, was mit mir zutiefst identisch ist.

Und das werde ich, wenn ich weiterhin mit den Kindern mit Downsyndrom Bücher schreibe, die ihnen erfolgreiches Lernen ermöglichen.

Und das werde ich, wenn ich weiterhin versuche die Ideen L. Vygotskijs zu verwirklichen.

Und das werde ich, wenn ich weiterhin den Müttern Mut mache, ihre Kinder auf dieser Welt willkommen zu heißen.

Und das werde ich, wenn ich weiterhin keiner Mutter vorschreibe, wie sie sich verhalten soll, wenn sie erfährt, dass ihr Kind Downsyndrom hat.

Und das werde ich, wenn ich weiterhin für einen Unterricht eintrete, der in einer Unterrichtsstunde alle psychologischen Entwicklungsstufen anbietet, wie Vygotskij sie in der Krisentheorie beschrieben hat, solange ich nichts Besseres vorfinde.

Und das werde ich, wenn ich weiterhin für einen Schulabschluss für Kinder mit Downsyndrom eintrete, damit sie einen Beruf lernen können der ihnen entspricht.

Mein Patenkind hat mit zwanzig den Hauptschulabschluss gemacht und dann eine Lehre als Floristin mit Erfolg abgeschlossen.

Dann hat sie geheiratet und ist glückliche Mutter.

Was heißt es, in Harmonie mit sich selbst zu sein.

In jeder Hinsicht authentisch sein?

Es sind nur kurze Augenblicke.

Es gibt eine seltene Kakteenart „Königin der Nacht“.

Sie öffnet ihre wunderschöne Blüte nur einmal im Jahr in der Nacht für einige Sekunden. Danach ist sie verblüht, bis sich nach langem Warten die nächste Knospe für einen kurzen Augenblick öffnet.

Es war 1986 kurz nach der Revolution in Nicaragua.

Ich hielt Vorlesungen im Kultusministerium.

Ich sollte mit einem fünfjährigen vom Krieg traumatisierten Mädchen arbeiten.

Sie sprach nicht.

Sie war stumm.

Ich hatte die Hoffnung, dass sie Buchstaben mit mir liest.

Ich hatte 5 cm große Holzbuchstaben dabei.

Sie lernte die beiden Buchstaben M und A zu lautieren und zu lesen.

Wenn ich sagte: „Gib mir das M“, nahm sie das M, lautierte „M“ und gab es mir.

Wenn ich sagte: „Gib mir das A“, nahm sie das A, lautete „A“ und gab es mir.

Dann legte ich das M und das A auf den Tisch in einem Abstand von 30 cm.

Ihre geschlossene Hand legte sie mit mir unter das M und sprach mit geschlossenem Mund „M.“

Dann lernte sie die geschlossene Hand zum A zu führen und während sie die Hand unter dem A öffnete zog die sich öffnende Hand die Öffnung der Lippen mit sich und sie las die Silbe „MA.“

Dann lernte sie das O.

Daumen und Zeigefinger ergaben einen geschlossenen Kreis, das O.

Sie legte die geschlossene Hand unter das M, dann führte sie die Hand zum O.

Sie formte mit dem Daumen und Zeigefinger den Kreis.

Sie sprach „MO.“

Wir übten die Silben Ma und Mo.

Dann legte ich den Satz:

AMO A MAMA

Das Unerwartete trat ein.

Das stumme Mädchen sprach zum ersten Mal in ihrem Leben einen Satz, der für ein Kind das Universum bedeutet.

Sie sprach laut und deutlich.



ICH LIEBE MAMA

Heilige Stille, Totenstille, Gedenken an alle Gefallenen.

Ein Teilnehmer nach dem anderen erhob sich und klatschte.
Es waren die Mitarbeiter des Kultusministeriums,
PädagogInnen und PsychologInnen, es waren ihre Eltern da

und es waren Soldaten im Raum in der grünen Sandinistenuniform, ungefähr vierzig Teilnehmer.

Ich werde das sechsjährige Mädchen in dem roten Kleid mit weißem Kragen, den schwarzen Locken und den weißen Söckchen mit Spitzenrand und den blank geputzten schwarzen Schuhen nie vergessen.

Wenn ich die Augen schließe, sehe ich alles vor mir – den Saal, den Tisch, an dem wir saßen, den Satz aus Holzbuchstaben gelegt.

Ich höre, wie sie den Satz mit Hilfe ihrer Finger liest.

„A MO A MAMA“

Ich höre mich sprechen:

„Eine Schule, in der alle Kinder,
Lehrerinnen und Lehrer glücklich
sind in einem demokratischen Nicaragua,
das ist es unsere gemeinsame Hoffnung.“

Ich trage unsere gemeinsame Hoffnung in meinem
Herzen bis heute.